(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 196. Donnerstag, den 23. August 1900.

Nikolaus Lenau.

Ein Gedenkblatt zu seinem 50. Todestage, 22. August.

Von Otto von Maaß.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Im Folgejahre starb seine Großmutter und durch das ihm nun zufallende Erbtheil erhielt er vorläufig eine gewisse materielle Selbstständigkeit. Da war es mit der Absicht, das medicinische Examen abzulegen, bald vorbei. Seine Neigung gehörte ohnehin schon seit längerer Zeit der Poesie, und als er bei den schwäbischen Dichtern, denen er seine Arbeiten vorlegte, die wärmste Anerkennung und das freundlichste Entgegenkommen fand, war sein Lebensweg entschieden. Die liebevolle Aufnahme, die ihm Schwab, Uhland, Mayer, Körner u. s. w. bereiteten, gestalteten diese schwäbischen Tage für ihn zu einem „Freudenfeste", und auch „ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, mein unheilbares." Es war Lottchen Gmelin, die damals seine Liebe gewann und erwiderte; sie war es, der er u. A. seine herrlichen „Schilflieder" gewidmet hat; sie hieß deshalb im Freundeskreise später das Schilflottchen. Aber er wagte es nicht, zuzugreifen und sich ein festes Glück zu gründen. Mehr und mehr peinigte ihn die innere Unrast und schließlich trieb sie ihn in den abenteuerlichen Plan einer Reise nach Amerika.

Mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigte sich diese Idee seiner. „Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung (behauptete er). Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach der Geliebten." Er glaubte: „in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger, als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt, jungfräulich unberührt, wie der Boden der Urwälder." Furchtbar war die Enttäuschung, die er erlebte. Als er wiederkehrte, war Amerika für ihn das „wahre Land des Untergangs"; er verspottete die Union als die „Verschweinten Staaten"; die Menschen mit ihrem „englischen Thalergelispel" waren ihm verhaßt. Nur wenige große Eindrücke brachte er mit zurück, worunter die der See, des Niagara und des Hudsonthales gehörten; und auch körperlich schlug ihm diese Abenteurerfahrt (die Kürnberger später den Stoff zu seinem Roman „Der Amerikamüde" geliefert hat) nur zum Unsegen aus.

Als er heimkehrte, war er ein berühmter Dichter in Deutschland. 1832 waren seine Gedichte erschienen und diese Ergüsse einer schrankenlosen Subjektivität, einer reichen Phantasie und einer tiefen Schwermuth, die zugleich durch ihre Formenschönheit so anziehend wirkten, hatten die ganze gebildete Welt im Sturme erobert und der Name Lenau erklang von allen Lippen. Fortab war jedes neue Werke von ihm ein Ereigniß. Es erschien der „Faust", in dem er seine eigenen Seelenqualen mit grausamer Offenheit bloßlegte und eine Reihe großartig-düsterer Scenen vorführte. Im „Savonarola" suchte er Seelenfrieden in der Darstellung der Glaubenseligkeit zu finden; aber er bekannte selbst bald nachher, daß er durch diese Weltansicht noch nicht genug gehoben und gestählt sei, und macht zum Helden der „Albigenser" den Zweifel, zu ihrem Gegenstande das Recht der freien Geister gegen Unterdrückung. So sind diese größeren Schöpfungen Lenaus, wie seine kleineren Gedichte, biographische Zeugnisse, und man darf seinen Werken nachrühmen, daß sie in Goethes Sinne Gelegenheitsgedichte sind.

Inzwischen bewegte sich sein äußeres Leben zwischen Schwaben und Oesterreich, zwischen Stuttgart und Wien. Aber eine neue Katastrophe vergiftete sein Leben vollends. Er faßte eine tiefe Leidenschaft zu Sofie Löwenthal, der Schwester eines seiner Jugendfreunde, die ihm als die Gattin eines befreundeten Mannes für immer versagt war. In ihr sah er sein Ideal, das Weib, das ihn völlig verstand, der er seine Seele ganz erschloß, und man ermißt die furchtbaren Qualen, die ihm diese hoffnungslose Liebe bereitete, wenn man die grausigen Verse liest:

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche,
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde.

Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten auf den unglücklichen Mann herab. Er hatte oft mit dem Wahnsinn gespielt und Andere dadurch erschreckt, daß er sich wahnsinnig stellte; die Komödie sollte in eine furchtbare Tragödie umschlagen. Er selbst fühlte seine Kraft schwinden; „Es geht bergab", hörte man ihn sagen, und: „Das Licht geht aus". Ein anscheinender Glücksfall sollte die Katastrophe beschleunigen. In einem liebenswürdigen Mädchen, Marie Behrends, glaubte er eine geeignete Lebensgefährtin gefunden zu haben und verlobte sich mit ihr. Als Sofie diese Nachricht erfuhr, rief sie aus: „Einer von uns muß wahnsinnig sein!" Es war ein prophetisches Wort. Dem Widerstreite seiner Empfindungen und der nagenden Sorge um die Zukunft vermochte der gebrochene Dichter nicht zu widerstehen, und in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober 1844 brach sein Leiden in einem furchtbaren Tobsuchtsanfalle aus. Fortab war sein Leben ein fortgesetztes trauriges Siechthum; erst zu Winnenthal in Württemberg, dann zu Oberdöbling bei Wien schleppte er sich noch sechs Jahre lang in zunehmender geistiger Verkümmerung hin.

Lenaus Werke sind, wie bereits angedeutet, ein treuer Spiegel seines inneren Lebens. Auch sie sind von düsterer Schwermuth beherrscht. Selbst die Natur, so hinreißend er sie zu schildern versteht, trägt für ihn den Stempel des Todes und der Vergänglichkeit; auch sie ist unerlöst. Lenau sieht den Herbst im Frühling, die Verzweiflung in der Liebe. Sein Postillon denkt in der lieblichen Sommernacht des todten Kameraden; die Menschen der Pußta lehren ihn die Verachtung des Lebens. Byrons Weltschmerz trägt einen heroischen Zug und findet Trost in der göttlichen reinen Natur; beides ist bei Lenau nicht der Fall. Wie im Leben, so fehlte ihm auch im Dichten die Willenskraft und die Selbstüberwindung. Darum hat er es auch nie zu größeren geschlossenen Werken gebracht; denn auch seine lyrischen Epen können nicht als solche charakterisirt werden. Aber seine düsteren Phantasieen besitzen eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Seine Verse sind Musik, seine Bilder oft von großartiger Anschaulichkeit und packender Kraft; der magyarische Klang, der oft aus seinen Liedern, heraustönt, giebt ihn einen seltsam-fremdartigen Reiz. Lenaus Melancholie ist jede Pose, jede Affektation fremd. Seine Gedichte sind Erlebnisse — blutige Erlebnisse. Seine Schwermuth trägt ein edles Gepräge, sie ist der Ausfluß eines Charakters, der das Leben ernst, allzu ernst nahm, der sich in seinen Schatten verlor, für den die Natur keinen Tropfen holden Leichtsinns übrig gehabt hat. Nie artet Lenau Schmerz in Spott oder Hohn aus. In dieser Wahrheit ihres seelischen Gehaltes liegt das Fascinirende der Gedichte Lenaus. In gewissen Jahren des Lebens stehen noch heut zahlreiche junge Leute ganz unter seinem Banne und er hat auf die Dichter keinen geringen Einfluß geübt. Fontane hat des tiefen Eindrucks, den Lenau auf ihn gemacht hat, noch im Greisenalter mit Bewegung gedacht und Gottfried Keller hat den Dichter besungen. So darf man sagen, daß Deutschland seit Goethes Tode wenige Lyriker von der Eigenart und Bedeutung gehabt hat, wie den Unglücklichen, dessen ganzes Leben ein Kampf gegen die Nacht war, die schließlich doch über ihn zusammenschlug.

Ein Brief aus Tsingtau.

Der „Anz. f. d. Havell." druckt den Brief eines aus Spandau gebürtigen Seesoldaten des 3. Seebataillons ab, den dieser aus Tsingtau an seine Eltern gesandt hat. Darin wird die Erstürmung des Arsenals von Tientsin am 27. Juni um $12\frac{1}{2}$ Uhr Mittags anschaulich geschildert. Der Brief ist von Tsingtau am 7. Juli abgestempelt und hier am 15. d. Mts. angekommen. Er lautet:

Tsingtau, den 7. Juli 1900.

Geliebte Eltern!

Theile Euch mit, daß wir wieder glücklich in Tsingtau angekommen sind, aber wir haben furchtbare Strapazen durchgemacht. Die Hitze war nicht mehr zum aushalten und es gab keinen Tropfen Wasser, und wenn welches da war, war es vergiftet. Gepäck hatte mit Patronen im Ganzen ein Gewicht von 80 Pfund. 195 Patronen und Schanzzeug hing an den Hüften, das hat furchtbar gedrückt. Am 23. Juni hatten wir das erste Gefecht am Arsenal bei Tientsin. Die Kugeln sind geflogen, wie die Mücken so dicht; da hatten wir 9 Todte, 17 Verwundete. Dann gings weiter nach der Stadt Tientsin, aber Alles von Chinesen besetzt. Da machten die russischen Kosaken einen Sturmangriff und sind auch glücklich durchgekommen. Nun konnten wir auch nach Tsingtau hinein. Da lagen wir denn 4 Tage. Ein Staub war es, nicht zum Aushalten. Dann kamen die Granaten und Schrapnells geflogen, direkt ins Lager, wo wir lagen: sofort ging's an die Gewehre. Die russische Artillerie und englische mit Maschinengewehren fuhren auf den Höhen auf; wir reinigten noch rasch etwas unsere Gewehre und dann gings wieder ins Gefecht; um 11 Uhr rückten wir auf 1200 Meter vor, Russen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Singhalesen, Japaner und Deutsche, Alles in einer Schützenlinie. Dann wurde geschossen auf das Arsenal. Dies ist eine Festung mit hohen Wällen und Gesträuch. Kein Chinese war zu sehen, aber geschossen haben sie furchtbar. Ein Schnellfeuer empfing uns, das war ein Pfeifen, und die Granaten platzten, aber alle zu weit .... Liebe Eltern könnt Ihr Euch denken, wie einem zu Muthe ist, wenn Kugeln um die Ohren pfeifen und bei mir einschlagen? .... Dann gings im Schritt vor bis auf 800 Meter. Auf einmal ging die Munitionsfabrik in die Luft. — Die Engländer hatten sie in die Luft geschossen. — Dann gings auf 600 Meter, dann auf 400, dann auf 250. Dasselbe furchtbare Schnellfeuer empfing uns, aber immer vorwärts. Wie wir näher kamen, fiel kein Schuß mehr, die Chinesen waren alle ausgerissen; nur etliche waren noch da, die die Minen anzünden wollten. Eine ging los, aber hat nichts gemacht ... Ich war auf dem linken Flügel und sah einen Chinesen vom Wall mit einer Lunte kommen, den schoß ich sofort nieder. Dann wurden die Seitengewehre aufgepflanzt, und es ging mit Hurrah auf die Wälle; ein Maschinengewehr wurde rasch aufgestellt, und dann Salven auf die Chinesen, welche flohen. Hunderte von Chinesen lagen auf dem Felde, wir hatten nur drei Verwundete. Erbeutet haben wir zwei Fahnen und zwei Geschütze — sämmtliche Geschütze von Krupp — .... Munition hatten sie für vier Jahre genug. Dann hatten die Chinesen in einem Fort unsere Matrosen eingeschlossen, die holten wir auch ab, da hatten wir auch wieder den Kugelregen. Die Chinesen haben überall Forts, von wo aus sie schießen. Aber da hatten wir keine Verwundeten. Alle Chinesen sind hier Soldaten und nach deutschem Styl ausgebildet. Wasser hatten wir aus dem Peiho, einem Fluß, wo Alles von Leichen schwamm. Das war ein Hurrahrufen, als wir in Tientsin eingezogen sind, aber wir mußten wieder wieder nach Tsingtau zurück; denn es ist nicht mehr geheuer hier. Na, aber mager sind wir Alle furchtbar geworden! Ich kann leider nicht mehr schreiben, und wollen uns nun ausruhen. Lebt wohl u. s. w."

Keine Pest in Berlin.

Vor einigen Tagen wurde gemeldet, daß der im Kochschen Institut angestellte Laboratoriumsdiener Hans Nelde unter pockenverdächtigen Erscheinungen erkrankt sei und daß seine im Baumschulenweg bei Treptow wohnende Mutter und sein Bruder, sowie ein bei ihnen wohnender Chambregarnist behufs Beobachtung ihres Gesundheitszustandes nach der Charité in Quarantäne gebracht worden seien. Dieser Fall stand eine Zeit lang unter dem Verdachte der Pest, und zwar nahm man an, daß Nelde, der auf der Peststation des Instituts für Infektionskrankheiten beschäftigt war, sich dort inficirt habe. Vorgestern erst hat es sich mit unzweifelhafter Gewißheit herausgestellt, daß keine Pest vorliegt, und demgemäß sind sowohl Hans Nelde wie seine Angehörigen vorgestern aus der Quarantäne entlassen worden. Auf Grund von Informationen an zuständiger Stelle theilt die „N. Z." über diesen merkwürdigen Fall folgende Einzelheiten mit:

Der Laboratoriumsdiener Nelde bemerkte vor acht Tagen an seiner Nasenspitze einen kleinen Pickel, den er sich selbst ausdrückte. Offenbar waren seine Finger nicht sauber, und er verunreinigte sich dadurch die Wunde. Es entwickelte sich ein Schorf und ein schwarzer Fleck um die kleine Wunde, die am Dienstag der vergangenen Woche den Aerzten des Instituts auffiel, weil sie große Aehnlichkeit mit Pestkarbunkel hatte. Als noch eine Temperaturerhöhung von 37,9° Celsius bei Nelde eintrat, befestigte sich bei den Aerzten der Pestverdacht, weil Nelde, wie schon gesagt, gerade auf der Peststation beschäftigt war. Es wurden dort in der letzten Zeit mit Pestkulturen aus Indien und Oporto Versuche zur Herstellung eines Schutzimpfstoffes gegen die Pest angestellt, und wenn auch dem Nelde ausdrücklich befohlen war, kein Pestmaterial anzurühren oder zu beseitigen (was nur Sache der Aerzte ist), so lag doch die Annahme nahe, daß er es gethan haben könnte. Man mußte also an einen Fall von „Laboratoriumspest" denken, wie er vor einigen Jahren auf der Universitätsklinik des Prof. Nothnagel in Wien vorgekommen ist und zum Tode des Wärters, der Pflegeschwester und des Assistenzarztes geführt hat. Peinlichste Vorsicht war daher geboten. Der in Vertretung des abwesenden Prof. Koch die Leitung des Instituts führende Geh. Medicinalrath Dr. Dönitz ordnete daher die sofortige Isolirung des Nelde an. Im zweiten Stock des Instituts wurde für ihn ein Zimmer eingerichtet, aus dem er sich nicht entfernen durfte, ein Assistenzarzt, Dr. Neufeld, wurde zu seiner Beobachtung ihm beigegeben und für diesen ein benachbartes Zimmer eingerichtet, während ein dazwischen liegendes Zimmer als Laboratorium für die anzustellenden Versuche diente. Der ganze Korridor wurde abgesperrt und Niemandem Zutritt gewährt; auf einen quer vor den Korridor gestellten Tisch wurden die Speisen für Nelde und Dr. Neufeld niedergesetzt, die diese sich dann holten. Professor Dönitz erstattete auch sofort der vorgesetzten Medicinalbehörde Meldung von dem Vorfalle, und am selben Mittwoch Nachmittag fand im Kultusministerium eine Konferenz von Vertretern verschiedener Behörden statt behufs Berathung der in diesem Falle zu treffenden Maßnahmen. Wiewohl der Pestverdacht noch keine Bestätigung gefunden hatte, wurde doch beschlossen, im weitesten Umfange alle Maßregeln so zu treffen, als ob es sich um wirkliche Pest handelte. Es mußte auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß Nelde zu Beginn seiner Erkrankung seine Angehörigen in Baumschulenweg besucht und den Pestkeim dorthin verschleppt habe. Vorsichtshalber wurden daher die Angehörigen in Baumschulenweg mittelst Krankenwagen nach der Charité abgeholt und noch am selben Abend in einer der inzwischen geräumten Kochschen Baracken untergebracht, während ihre Wohnung einer gründlichen Desinfektion unterzogen wurde. Abgesehen von der begreiflichen Gemüthserregung befinden sich die drei Isolirten vollkommen wohl, zeigten keinerlei Krankheitserscheinung und konnten heute aus der Quarantäne entlassen werden. Auch dem im Institut für Infektionskrankheiten am Nordufer isolirten Hans Nelde ging es während der ganzen Beobachtungszeit gut. Fieber trat bei ihm nicht wieder auf. Die bakteriologische Untersuchung des Sekretes seiner Nasenwunden ergab zunächst ein zweifelhaftes Resultat: es wurden zwar Bacillen gefunden, die mit Pestbacillen Aehnlichkeit hatten, aber doch nicht mit Sicherheit als solche angesprochen werden konnten. Darauf wurden von den verdächtigen Bacillen Kulturen angelegt, die nicht aufgingen; es wurden ferner mit diesen Bacillen Ratten geimpft, doch erwiesen sie sich den Versuchsthieren als ganz unschädlich. Wären es Pestbacillen gewesen, dann hätten die geimpften Thiere sterben müssen; als aber vorgestern der äußerste Termin abgelaufen war, ohne daß eine der geimpften Ratten starb, so war damit der unumstößliche Beweis geliefert, daß es sich gar nicht um eine Pesterkrankung handelte. Demgemäß wurde vorgestern bei allen Isolirten die Quarantäne aufgehoben. Hans Nelde hat zwar immer noch seinen ominösen schwarzen Fleck auf der Nasenspitze, doch weiß man jetzt mit Gewißheit, daß es sich nur um einen harmlosen Furunkel handelt, den er sich selbst verunreinigt hat. Den betheiligten Aerzten und Behörden kann man aber Dank und Anerkennung zollen für die prompte „Kriegsbereitschaft", mit der sie sich auf den bloßen Verdacht hin gerüstet hatten, um die Bevölkerung Berlins vor der Pestgefahr zu bewahren.

Der Hase.

Humoreske von M. Triveley.

Nach dem Französischen von Dagm. Romanow.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß)

II.

Der August war ins Land gekommen und Herr Watte-Simpel, auf Anrathen des Arztes, ins Bad gereist, wohin seine Frau und Tochter ihn, seinem Wunsche gemäß, begleitet hatten. Unterdessen machte Waldemar einen Besuch bei seiner auf dem Lande lebenden Großmutter, bei welcher er alljährlich einige Sommerwochen zu verleben pflegte.

Ehe die Verlobten sich trennten, war man übereingekommen, daß die Hochzeit im Oktober stattfinden sollte. Inzwischen sollte fleißige Korrespondenz über das Trennungsweh hinweghelfen.

„Täglich einen Brief, nicht wahr?" hatte Linda beim Einsteigen in den Zug bemerkt.

„Ja, täglich, ich gelobe es Dir!" hatte er mit einem langen Kuß auf ihre Hand erwidert.

Noch am selben Abend war Waldemar nach Grünheide, dem Landgute seiner Großmutter, abgedampft, und schon am nächsten Tage flogen die

ersten Briefe herüber und hinüber, deren Wiedergabe die Diskretion uns selber verbietet.

Allein, die Liebenden ließen es nicht bei der Korrespondenz bewenden, sondern sandten sich auch öfters kleine Andenken und wetteiferten förmlich mit einander in dem Ersinnen schöner und geeigneter Geschenke für ihr zweites Ich.

Langsam, in Gedanken verloren, promenirte Waldemar eines Tages durch die Auen von Grünheide.

Tags zuvor hatte er von seiner Linda ein Paar reizende, eigenhändig gestickte Pantoffeln, ein wahres Wunderwerk von Geschmack und Eleganz, erhalten und nun überlegte er, wie er sich für diese Aufmerksamkeit erkenntlich zeigen konnte. Schmucksachen aller Art, Fächer, Parfüms, Bonbonnièren, Arbeitsnecessaire, kurz Alles, was ein Mädchenherz zu erfreuen vermag, hatte er bereits erschöpft, sodaß er sich nun vergebens den Kopf zerbrach, um etwas Neues ausfindig zu machen.

Plötzlich wurde er durch einen Schuß aus seinem Sinnen aufgeschreckt und gleich darauf trat ein Mann aus einem nahen Gehölz, der, eine Flinte um die Schulter, einen fetten Hasen an den Ohren trug.

Triumphirend deutete er, als Waldemar in seiner Nähe gelangt, auf seine Beute.

„Prächtiges Thier, mein Herr, nicht wahr?“

In der That, es schien ein ungewöhnlich schönes Thier, und plötzlich kam Waldemar ein genialer Gedanke.

„Wieviel wollen Sie dafür haben?“

„Nun, acht Mark dürfte nicht zu viel für diesen Prachtkerl sein.“

„Gut.“ Waldemar legt den Betrag in die Hand des Schützen und eilt heim, um den Hasen sogleich zur Bahn zu spediren.

„Famoser Zufall!“ dachte er dabei. Erst gestern klagte Linda über Mangel an Abwechselung in dem Menu ihrer Familienpension. Freund Lampe wird ihnen daher willkommen sein.“

Und entzückt, beglückt ob der gelungenen Ueberraschung konnte Waldemar kaum die Ankunft von Lindas Dankschreiben erwarten.

Es kam, doch anders als er gedacht, und enthielt, die Unterschrift abgerechnet, nur sechs Worte:

„Mein Herr!

Unsere Beziehungen sind gelöst.

Watte-Simpel.“

„Was, in aller Welt, soll das heißen?“ fragte sich Waldemar bestürzt. „Warum sind unsere Beziehungen gelöst? Was kann da vorgefallen sein? Sollte man mich in irgend einer Weise bei ihnen verläumdet haben? Oder sollte Linda dort einen Anderen gefunden haben, den sie vorgezogen? In diesem Falle wäre diese lakonische Mittheilung, die Groll und Unwillen auszudrücken scheint, nur ein geschicktes Mittel, um einer schwierigen Auseinandersetzung auszuweichen.“

Doch andererseits kannte Waldemar Linda bereits zur Genüge, um sie so niedriger Denkart unfähig zu halten. Nein, es mußte etwas Anderes sein. Aber was?

Diese Ungewißheit war unerträglich. Er mußte um jeden Preis die Wahrheit erfahren und erbat daher schriftlich eine Erklärung.

Doch als Antwort — und zugleich als Beweis höchster Verachtung langte ein Packet mit sämmtlichen Geschenken an, die er seiner Braut gemacht, mit der schnöden Bemerkung:

„Dem Absender retour!“

Da war u. A. der Verlobungsring, ein von köstlichen Perlen umgebener Rubin; jedes der Steinchen hatte Waldemar selbst ausgewählt und nach eigener Angabe fassen lassen. Da war der Fächer, die Schmucksachen, der Parfümkasten, Necessaire und sogar . . .

Wahrhaftig, das überstieg alle Grenzen!

„Ja, sogar der Hase kam in Lebensgröße aus des Packetes Tiefen zum Vorschein, und zwar — trotz der Nachbarschaft eines parfümgetränkten Spitzentuches — mit einem Aroma, das er am Tage seiner Absendung nicht besessen.

Angesichts dieser Sendung wäre es Thorheit gewesen, noch irgend eine Hoffnung zu hegen, und unter strömenden Thränen barg Waldemar einen Gegenstand nach dem anderen in seinen Schrein nachdem er jeden einzigen geküßt hatte.

„Ihre Hand hat Euch berührt, ihr Blick auf, Euch geruht,“ seufzte er dabei poetisch. „Ein Atom von ihr ist an Euch haften geblieben.“

Nur mit dem Hasen machte er eine Ausnahme, ja, es schien ihm sogar allerhöchste Zeit, sich davon zu trennen. Ihn bei den Pfoten fassend, wollte er Freund Lampe zum Fenster hinauswerfen, als sein Blick plötzlich ein um den Hals des Thieres befestigtes Billet gewahrte.

Sogleich bemächtigte er sich desselben und las:

„Papa hat mir verboten, an Dich zu schreiben, und seinem Befehl muß ich mich fügen; doch mit Mamas Erlaubniß sende ich Dir diese Zeilen.

Wie hast Du mich getäuscht! Mich, die Dich für so gut, so gemüthstief, so mitleidsvoll gehalten! Du hast also den traurigen Muth gehabt, dies arme Thier zu tödten? Und Deine Hand hat nicht gebebt, als Du den mörderischen Schuß abgegeben? Du hast nicht bedacht, wie sehr mich ein solches Beginnen betrüben werde? Papa nennt Dich einen „Vandalen“ und hat bei seiner Thierschutzvereinsmedaille geschworen, daß Du niemals sein Schwiegersohn werden sollst, aber ich glaube, er würde sich schließlich erweichen lassen, wenn Du ihm geloben wolltest, niemals wieder zu jagen. Und wie glücklich wäre darüber

Deine alte Braut

die noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben hat.

Ein Jubellaut brach von Waldemars Lippen. Ein kurzes Telegramm und Alles würde wieder gut sein.

In der Seligkeit seines Herzens wollte er dieses gesegnete Billet, das ihm sein bereits verloren geglaubtes Glück wiedergab, an die Lippen pressen, doch in seiner übermächtigen Erregung vergriff er sich und küßte den . . . . Hasen.

Kunst und Wissenschaft.

Einen merkwürdigen Museumsbau bei London plant der bekannte Archäologe Flinders Petri zum Zwecke der Unterbringung ethnologischer und archäologischer Gegenstände in großem Umfange. Es soll in der näheren Umgebung von London ein Grundstück von etwa einer Quadratmeile angekauft und mit großen Galerien einförmig bebaut werden. Die Galerien sollen vorläufig in solchen Abständen von einander errichtet werden, daß nach ihrer Vollendung in den Zwischenräumen noch Gebäude von sechsmal größerer Ausdehnung geschaffen werden können. Es sollen nun in jedem Jahre Galerien von etwa 400 Fuß Länge gebaut werden, was in einem Jahrhundert auf Gebäude von insgesammt acht englischen Meilen Länge hinauskommen würde, die dann noch in sechsmal größerem Umfange vervollständigt werden könnten. Es handelt sich also um allmälige Schaffung einer ganzen Museumsstadt, die fortgesetzt vergrößert und vielleicht erst innerhalb 600 Jahran vollendet werden soll. Die Ausgaben sind so berechnet, daß in jedem Jahre eine Summe von 200 000 Mk. für diesen Zweck zur Verfügung stehen müsse. Mit einer solchen Anlage könnten die Engländer vielleicht sogar den Amerikanern noch imponiren.

Vermischtes.

— Besondere Schiffe zum Wasserdestilliren dürften in den Kriegsmarinen künftig zu den unentbehrlichen Requisiten zählen. Der Direktor des Bureau of Steam Engineering of the United States Navy schreibt in seinem Jahresbericht von 1898 über die Lehren des Krieges mit Spanien u. A., „daß der eben beendete Krieg der erste ist, in welchem moderne Dampfer einer gründlichen Probe unterzogen wurden, und daß zu den wichtigeren Lehren jenes Krieges auch die gehört, daß frisches Wasser für die Dampfkessel fast eben so nöthig ist als Kohle und daß ein Destillationsschiff ein sehr wesentliches Hülfsmittel für eine Flotte bildet, welche auf einer Basis operirt, wo frisches Wasser mangelt.“ Und weiter schreibt er: „Während von höchster Wichtigkeit war, daß Cylinderkessel nur mit frischem Wasser gespeist werden sollten, ist es für die Integrität von Röhrenkesseln eine unbedingte Nothwendigkeit, niemals etwas Anderes als frisches Wasser zu erhalten.“ Um das nöthige Frischwasserquantum für ihre Flotte zu sichern, kauften die Amerikaner zwei Schiffe und bauten sie für den beabsichtigten Zweck um. Das dauerte aber solange, daß der Krieg inzwischen zu Ende ging. Da der Uebergang von Cylinderkesseln zu Röhrenkesseln sich jetzt wohl in den meisten Kriegsmarinen vollzieht, so gewinnt jenes Urtheil des amerikanischen Fachmannes eine aktuelle Bedeutung. Zu Versuchszwecken sind den englischen Manöverflotten schon dieses Jahr zwei Wasserdestillationsschiffe beigegeben.

— Milliardäre. Die Standard Oil Co. hat seit ihrem Bestande an Dividenden etwa 270 Mill. Doll. bezahlt, was ungefähr dem dreifachen Aktienkapitale gleichkommt. Der allmächtige Gebieter dieses Welt-Monopols, John D. Rockefeller, besitzt persönlich 32 Proc. der Aktien der Gesellschaft, daher auf seinen Antheil in diesem Jahre allein etwa 16 Mill. Doll. entfallen dürften. Rockefeller besitzt ferner 50 Proc. der Aktien der mit dem Standard Oil Monopole in Verbindung stehenden und der von demselben gegründeten Unternehmungen, und wird das Gesammteinkommen Rockefeller's aus allen diesen Unternehmungen auf die enorme Summe von 60 Mill. Doll. geschätzt. Sein tägliches Einkommen würde demnach etwa 165 000 Doll. betragen. Die hiesigen Zeitungen rechnen aus, daß Rockefeller's Jahreseinkommen ungefähr das Doppelte der Civil-Listen aller Regenten Europas zusammen betrage, und behaupten, Rockefeller, desses persönliches Vermögen schon seit einigen Jahren auf 250 Mill. Dol. (etwa eine Milliarde Mark) geschätzt wird, sich Angesichts seines rapid anwachsenden Vermögens einem neuen Typus des Multimillionärs: dem Millardär, nähere.

— Der Viehhändler Meyer und der Gutsbesitzer Brauberg aus verschiedenen Orten der Berliner Umgebung hatten verabredet, sich auf der Vorortstation zu treffen, um zusammen zum Viehmarkt zu fahren. Jener wollte ein paar Ochsen, dieser mehrere Schweine mitbringen. — Da depeschiert der Viehhändler Meyer plötzlich in telegraphischer Kürze: „Herrn Gutsbesitzer Brauberg auf Waldhof. Morgen Schweine auf dem Bahnhof. Sie erwarte auch. Ich kann nicht mitkommen, da der Personenzug keine Ochsen befördert. Rindvieh im Preise gestiegen. Sehen Sie sich vor. Wenn Sie Ochsen brauchen, denken Sie an mir.

Meyer.“

Für die Redaktion verantwortlich: Curt Plato in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Dienstag, den 21. August 1900.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 740—804 Gr. 150 bis 154 Mark bez.
inländisch bunt 750—756 Gr. 144—148 M. bez.
inländ. roth 732—804 Gr. 142—152 M. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
inländisch grobkörnig 738—744 Gr. 127 M. bez.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch große 697 Gr. 142 M. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
transito $87^{1}/_{2}$—92 M. bez.

Raps per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 230—257 M. bez.

Kleie per 50 Klg. Weizen- 3,85—4,30 M.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 21. August 1900.

Weizen 140—148 Mark, abfallende Qualität unter Notiz.
Roggen, gesunde Qualität 130—134 Mk., feuchte abfallende Qualität unter Notiz.
Gerste 128—134 Mk., feinste über Notiz b. 140 Mk.
Hafer 130—135 Mk.
Futtererbsen nominell ohne Preis.
Kocherbsen 140—150 Mark.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.